Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 56 (2014)

Artikel: Als Praktikant im Architekturbüro Giacometti : Interview

Autor: Metz, Peter / Schmid, Marcus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-587168

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Als Praktikant im Architekturbüro Giacometti

Peter Metz im Interview mit Marcus Schmid

1976 stand Marcus Schmid vor dem Abschluss seines Architekturstudiums. Auf der Suche nach einer Praktikumsstelle fragte er im renommierten Architekturbüro Giacometti + Giannini in Zürich an und wurde im Ausführungs-Projekt des Neubaus «Bündner Naturmuseum – Stiftung Dr. Moritz Blumenthal» von 1977 bis 1978 eingesetzt. – Das folgende Interview fand am 22. Dezember 2012 in Chur statt; die Fragen stellte Peter Metz, ein Schulfreund von Marcus Schmid.

Wie kamst du zu dieser Praktikumsstelle?

Ich kannte das Projekt für den Neubau des Naturmuseums durch meinen Schwiegervater Christian Lenggenhager, der sich zusammen mit Paul Müller, Jürg Paul Müller, Peider Ratti und anderen während Jahren für die Anliegen des Bündner Naturschutzes eingesetzt hatte. Er vermittelte mir den Kontakt zu Bruno Giacometti und ich konnte vorsprechen. Ich stand damals vor dem Abschluss meines Architekturstudiums an der ETH und war Wochenaufenthalter in Zürich. Ich erhielt die Anstellung für die Ausarbeitung der Ausführungspläne am Museum und wurde durch meinen doppelten Wohnsitz zum Mittelsmann zwischen dem Architekturbüro und dem örtlichen Bauleiter Architekt Peter Valentin Buchli, in Chur. Da ich noch keinen Abschluss hatte, arbeitete ich als Praktikant, mein Examen konnte ich aufschieben. Eine Anstellung bei Giacometti und Giannini Architekten, wie das Büro damals hiess, und dazu noch für ein öffentliches Projekt in Chur zu arbeiten, war natürlich eine einmalige Chance für mich. Es hat meine Vorstellungen von Architektur und auch von den Planungsabläufen besonders geprägt. Ich war natürlich stark gefordert, die bauliche Umsetzung von Plänen hat selbst für erfahrene Architekten noch etwas Aufregendes an sich. Wenn ich jeweils am Freitagabend vom Zug kam, ging ich auf dem Heimweg an der Masanserstrasse vorbei und tastete mich im Dunkeln mit Taschenlampe und Doppelmeter durch die Baustelle, um zu kontrollieren, ob alles am richtigen Ort stehe und ob die wichtigsten Masse stimmten. Erst dann ging ich nach Hause.

Weshalb wurde das Architekturbüro Giacometti und Giannini mit dem Bau des neuen Naturmuseums beauftragt?

Meines Wissens gab es keinen Wettbewerb, sondern es war ein Direktauftrag. Bruno Giacometti war bekannt als erfahrener Architekt von komplexen Bauten wie Spitälern, Schulhäusern, aber auch Wohnsiedlungen. Frühe Bauten waren zum Beispiel der Schweizer Pavillion für die Biennale in Venedig, die Wohnsiedlung in Castasegna im Zusammenhang mit den Bergeller Kraftwerken, spätere Bauten sind das Stadthaus in Uster, die Epilepsieklinik in Zürich oder das Bezirksspital Dielsdorf, welches zu meiner Zeit in Projektierung war.

Als Bergeller war Bruno Giacometti mit der Natur Graubündens wohl vertraut. Er pflegte aber auch internationale Kontakte und hatte sich, wie kaum ein anderer, intensiv mit Museen beschäftigt. Er war während Jahren mit dem Kunsthaus in Zürich verbunden, wo er Ausstellungen für die Werke seines Vaters Giovanni und seiner beiden Brüder Alberto und Diego organisierte.

Was war denn das Besondere an Bruno Giacomettis Arbeit?

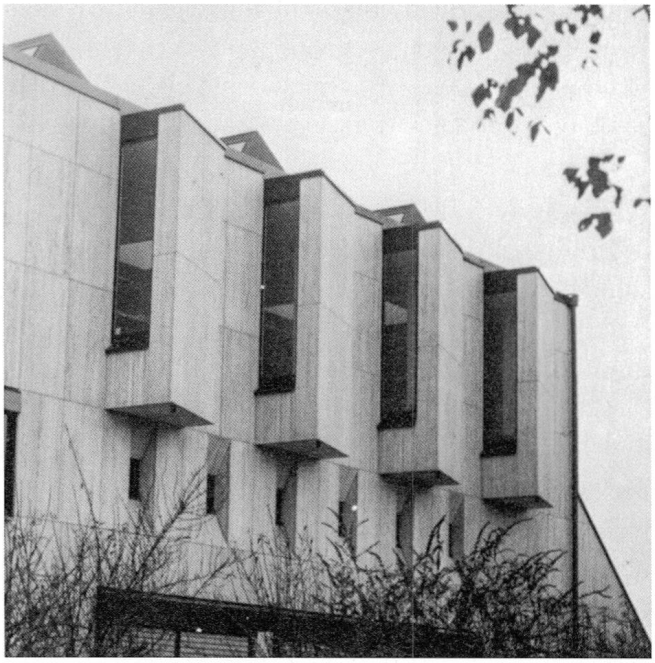
Er überblickte die Komplexität eines Gebäudes in all seinen Funktionen und Bauteilen. Er verstand es, scheinbar widersprüchliche Bedingungen zu verbinden und in sein architektonisches Konzept zu integrieren.

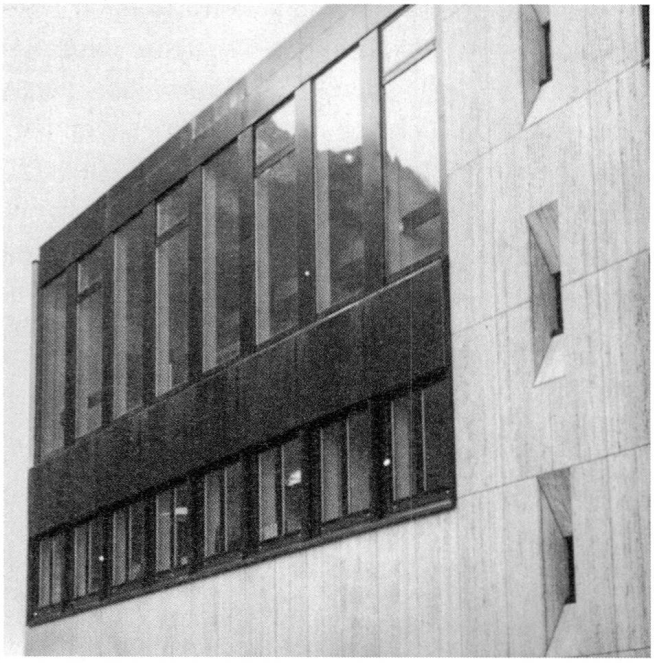
Er hatte sich damals als Siebzigjähriger vom Bürobetrieb bereits etwas zurückgezogen, war aber noch immer voll mit verschiedenen grossen Projekten engagiert. Er leitete alle wichtigen Sitzungen selber und fällte die Entscheidungen in Absprache mit Dante Constante Giannini, seinem Geschäftspartner, der das Büro in allen organisatorischen und technischen Belangen leitete. Mich beeindruckte Giacomettis hohe Aufmerksamkeit und die Intensität, mit der er die Koordinationssitzungen mit den Spezialisten führte, welche manchmal vier bis fünf Stunden dauern konnten. Dabei nahm er ihre Anliegen auf, skizzierte fortwährend auf Transparentpapier und sagte schliesslich, nachdem er die Lösung gefunden hatte: «im Prinzip isch klar». Dann gab er die Aufgabe an die Mitarbeiter weiter.

Er kam täglich im Laufe des Vormittags ins Büro und ging zuerst zu Giannini. Danach setzte er sich zu jedem eine Weile an den Zeichentisch und diskutierte mit ihm den Stand der Arbeit. Die Detaillierung der Pläne und die Vorabklärungen mussten sehr weit gehen. Keine Abluftöffnung war ihm zu gering, sich mit ihr zu befassen.

Wenn ihm dann aber die Einwände etwa von Unternehmerseite zu weit gingen, wurde er sehr schroff und sagte: «So muss es sii, wie die das machen, ischt mir glich!»

Es gab aber auch Entscheide, die relativ hart, ja provokativ waren. Eine Zeitlang stand für die Ausstellungsräume des Naturmuseums ein Bodenbelag aus Kokosfasern zur Diskussion, wie dies beim Rätischen Museum der Fall war. Es gab Einwände von Seiten der Baukommission bezüglich der Reinigung und möglicher Abdrücke durch schwere Ausstellungsgegenstände. Stein- oder Tonbeläge kamen der Akustik wegen nicht in Frage, und man suchte nach Alternativen. Ich wurde gefragt, was denn das neue ETH-Gebäude auf dem Hönggerberg für einen Bodenbelag habe. Ich sagte, es sei halt ein Neopren mit Noppenmuster, und ich war überzeugt, dass dieser niemandem gefallen würde. Wir gingen zur Besichtigung hin und Giacometti entschied: «Wir nehmen ihn!» Die Kommission war einverstanden. Als ich





Bündner Naturmuseum, Details der West- und Nordfassade. (Quelle: BNM, Festschrift, 1981, S. 14)

Giacometti nach vielen Jahren wieder begegnete, fragte er, wie es dem Museum gehe, und sagte mit verstohlenem Lächeln: «Ja dieser Gummiboden, isch der noch drin?»

Giacometti und Giannini hatten ihr Architekturbüro in jenen Jahren bereits stark verkleinert. Zu meiner Zeit arbeiteten dort noch etwa fünf Angestellte. Das Büro befand sich in Zürich am Zeltweg Nr. 46 zwischen Kreuzplatz und Pfauen in einer älteren Villa, die etwas von der Strasse abgerückt war. Die Ausstattung war bescheiden.

Giacometti war im Umgang stets korrekt und freundlich, aber distanziert. Die Gespräche beschränkten sich auf die Arbeit. Gelegentlich erfuhr man nebenbei von einer Gegebenheit, die dann auch seine persönliche Meinung erkennen liess und in der sein trockener Humor zum Ausdruck kam. Er sprach in einer Mischung aus Schweizerdeutsch und Hochdeutsch, mit dem weichen Akzent des italienischsprachigen Bündners und mit dem typisch kehligen «R» des Bregagliot, des Bergeller Dialekts. Er war stets gut gekleidet, meist mit Anzug und Krawatte, und obwohl er immer entschieden auftrat, machte er doch um seine Person wenig Aufhebens. Auf die Frage nach Publikationen seiner Bauten antwortete er kurz: «Das sollen andere einmal machen.» Dies hat sich, wie man den Medien entnehmen kann, in den letzten Jahren doch etwas geändert.

Welches waren deine Aufgaben am Projekt?

Während Dante Giannini die Grundlagen für die Ausschreibung und die Werkverträge erarbeitete, hatte ich die Ausführungspläne zu zeichnen und die Pläne der Spezialisten zu kontrollieren. Das Gebäude ist relativ hochinstalliert. Es besitzt Heizung, Lüftung, Klimaanlage, eine Wärmepumpe und spezielle Laboreinrichtungen. Man musste die Platzverhältnisse für alle Kanäle und Leitungen und Maschinen zuverlässig prüfen. Es gab auch Varianten zu zeichnen, zum Beispiel von der Fassadenverkleidung oder der Inneneinrichtung. Im Weiteren musste ich über die Arbeitssitzungen Protokoll führen und hatte bei den wöchentlich Baustellenbesuchen Besprechungen mit der Bauleitung.

Worin bestand die Grundidee des Museums in Chur? Welches war das Raumkonzept?

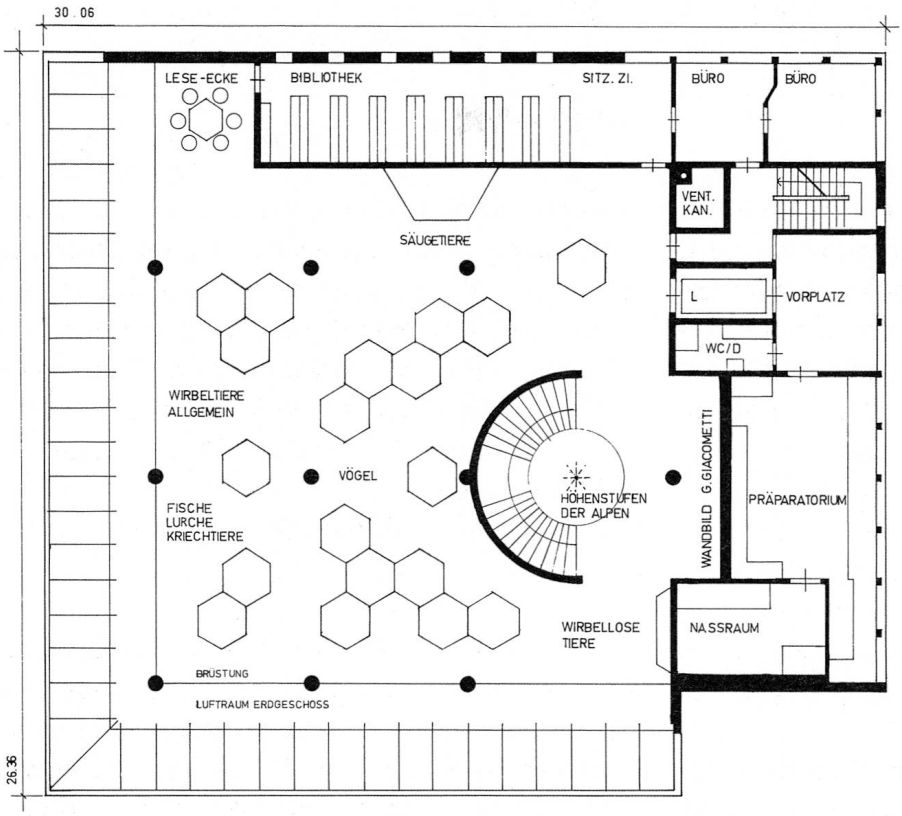
Jürg Paul Müller, dem jungen Direktor des Museums, war es ein Anliegen, dass das Ausstellen nicht in einer Aufreihung von Einzelobjekten bestand. Es sollte eine vielseitige und lebendige Ausstellung werden, welche einem die Tiere und Pflanzen in ihrer natürlichen Beziehung zu einander nahe bringen würde. Damit war auch ein pädagogisches Anliegen formuliert. Zusammen mit Bruno Giacometti entwickelte er ein Konzept, das verschiedene Informationsebenen bietet. Es sollte Erwachsene, Kinder, Forscher, Schulklassen und Sonntagsbesucher mit ihren unterschiedlichen Erwartungen ansprechen.

Es gibt im Erdgeschoss den Bereich der Zoologie mit den grossen Säugern als Dauerausstellung und einen Bereich für themenbezogene Wechselausstellungen und Vorträge, im ersten Obergeschoss Vitrinen mit Vögeln, eine Bibliothek, aber auch Kleintiere in Guckkasten, welche das Innere ihrer Behausung zeigen. Im zweiten Obergeschoss ist die umfangreiche Mineraliensammlung ausgestellt. Im Untergeschoss befinden sich ein Aquarium, ein Schulungsraum und ein grosses Archiv. Das Präparatorium, ein Labor und eine Werkstatt ermöglichen die Herstellung eigener Tierpräparate und Einrichtungsgegenstände.

Kannst du noch etwas zur Architektur des Gebäudes sagen?

Wer das Bündner Naturmuseum als Gebäude anschaut und es betritt, dem fallen Form, Farbe und Fensteranordnung auf. Keine Seite gleicht der andern, das Licht fällt ganz unterschiedlich ein. Giacometti legte grossen Wert auf Tageslicht, auf eine gute Belichtung, die jedes Ausstellungsobjekt optimal zur Geltung bringt. Die äussere Gestalt des Gebäudes ergibt sich in erster Linie aus dem Anspruch an die Lichtführung im Innern.

Erdgeschoss und Galerie erhalten durch das schräge Glasdach von Osten und Süden her ein gedämpftes, warmes Oberlicht für den Bereich der Zoologie. Einzelne schmale Fenster ergeben



Plan 1. Obergeschoss, Bündner Naturmuseum. (Quelle: BNM, Festschrift, 1981, S. 17)

den Bezug zur Aussenwelt. Es gibt ein direktes, seitliches Licht von Westen her für den Bereich der Wechselausstellungen und im ersten Obergeschoss ist die Bibliothek durch eine Reihe kleiner Öffnungen belichtet.

Das zweite Obergeschoss ist für die Mineraliensammlung konzipiert. Es erhält ausschliesslich Nordlicht, direktes durch die grosse Fensterfront und indirektes durch die Dachaufbauten und durch die Erker im Westen, in denen das Licht an der gewölbten Innenfläche diffus verteilt und ins Innere geführt wird.

Die zentrale Wendeltreppe schliesslich ist durch eine Glaskuppel überdacht, welche vertikales Licht durch das Treppenauge bis ins Untergeschoss bringt.

Die Arbeitsräume, welche sich auf der Nordseite des Gebäudes befinden, erhielten ein Mobiliar, welches im Gelbton gehalten ist, um für die Angestellten in den unbesonnten Räumen ein warmes Tageslicht zu schaffen. Diese Farbgebung hatte Giacometti schon bei verschiedenen anderen Bauten angewendet.

Die ersten Ausstellungsvitrinen waren einfach und auf einem einheitlichen System aufgebaut. Der Hintergrund war in sandfarbenen Tönen gehalten, denn hier sollte das Ausstellungsgut zur Geltung kommen.

Die architektonische Zurückhaltung in den Ausstellungsräumen scheint mir für Giacomettis Auffassung typisch zu sein. Ich erinnere mich an einen Spezialisten, der uns von einem schalldämmenden Deckenputz mit flockiger Struktur überzeugen wollte und dringend vor akustischen Problemen warnte. Giacometti selber geriet in Zweifel ob dessen Ausführungen. Doch er entschied sich im letzten Moment dagegen und sagte: «Das können wir nicht machen, der Verputz wird mir zu wichtig.» Darauf wurde alles zu

Gunsten des Lichts in geglättetem Weissputz ausgeführt. Von akustischen Nachteilen habe ich nie etwas gehört.

Mit der Ölkrise in den siebziger Jahren war auch das Energiesparen zum ersten Mal ein öffentliches Thema geworden. Auch darin wollte man mit gutem Beispiel vorangehen. So wurde die Fassade für damalige Verhältnisse stark gedämmt. Neben der konventionellen Heizung wurde eine Wärmepumpe installiert, die über einen Wärmetauscher auf dem Dach Energie aus der Luft gewinnt.

Diskussionen gab es um die Natursteinverkleidung. Verschiedene Leute aus der Steinindustrie wünschten sich eine Fassade aus einheimischem Granit, doch Giacometti fand diesen zu kalt und monumental, sollte das neue Naturmuseum doch Lebendigkeit ausstrahlen. Schliesslich konnte er die Bauherrschaft vom leichteren italienischen Travertin überzeugen, den er schon am Stadthaus von Uster verwendet hatte. Mit dem Entscheid für den Tavertin und für den Kunststoffboden war allerdings auch eine eingeschränkte Farbskala im Bereich der Brauntöne verbunden. Heute versucht die jüngere Generation diese mit farbiger Einrichtung zu durchbrechen.